Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal

Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal

Band: 28 (1970)

Artikel: Ein Brief, der nie geschrieben wurde : in memoriam Robert Amberg, 1891-1959, Ettiswil

Autor: Kilchmann, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718244

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Brief, der nie geschrieben wurde

In Memoriam Robert Amberg, 1891—1959, Ettiswil

Hans Kilchmann

Mein lieber toter Freund! (vergl. J. Zihlmann, Liebe Heimatfreunde)

Wie immer, wenn es möglich war in den 46 Jahren, seit ich von meinem Vaterhause weggezogen bin, so stund ich auch dieses Jahr am Allerseelentage wieder auf dem Friedhof meiner alten Heimat Ettiswil. Und wie immer bei meinen Gräberbesuchen habe ich Zwiesprache gehalten mit der Erinnerung und dem raschen Laufe der Zeit. Zweimal schon in meinem Leben hat der Pflug der Zeit seine Furchen gezogen über den Gottesacker. Die Gräber meiner Eltern selig sind verschwunden und mit ihnen Hunderte von Leichensteinen von Verwandten, Freunden und Bekannten. Die Gefährten meiner sonnigen Jugend- und Schulzeit sind — bis auf wenige — schon den Weg alles Irdischen gegangen, mein Bruder, meine Schwester und auch Du — lieber Robert Amberg — sind nicht mehr. Lange bin ich an Deinem Grab gestanden, und der bronzene Regenpfeifer auf dem Sockel Deines Grabmahls sang mir sein Lied . . ., das Lied der Erinnerung.

Du warst zehn Jahre älter als ich. Du hast mich diesen Altersunterschied nie spüren lassen. Wir waren Nachbaren, und Du warst von meiner frühesten Jugend an mein lieber Freund. An Deiner Seite machte ich die ersten Schritte ins Dorf und in die Kirche, und ich habe Dich damals beneidet. Du kamst immer in schönen Lederstiefeln und ich immer in Holzschuhen. Wie habe ich diese Holzschuhe gehaßt. Ihretwegen habe ich mich nie auf das Christkind gefreut. So lange ich mich erinnern konnte, stunden unter dem Weihnachtsbaum immer drei Paar neue Holzschuhe, schön der Größe nach, und trugen einen Zettel: Kobi, Nini, Hans. Sie waren unsere Fußbekleidung des neuen Jahres. Ich freute mich auf den Sonntag wegen der Lederschuhe, selbst dann noch, als sie mir mit der Zeit viel zu klein und unbequem wurden. Ich sann und grübelte, wie ich mich der Holzschuhe entledigen könnte — und ich habs erreicht. Wenigstens vormittags durfte ich dann in Lederschuhen in die Schule. Ich wurde Ministrant. Die Holzschuhe störten zwar das «Altardienen» nicht, denn der Weg zum und um den Altar war mit schweren Teppichen belegt, auch die Stiegen. Lärm gabs nur, wenn man gelegentlich neben den Teppich trat. Als ich eines Morgens meinen Vater in der Kirche wußte, — es war ein Beerdigungsgottesdienst —, da trat ich daneben. Ich folgte dem Pfarrer nicht auf dem Teppich zum Altar, son-

dern auf den harten Marmorfliesen. Er schaute erschrocken zurück, ich merkte es wohl, sah es aber nicht, mein Haupt war fromm gebeugt. Mein Vater war etwas schwerhörig, und in Berücksichtigung dieser Tatsache klatschten meine Holzschuhböden mit solcher Wucht auf den steinernen Grund, daß die ganze Kirche erstaunt aufhorchte. Was nach dem feierlichen Totenamt in der Sakristei geschah, erzähle ich nicht, aber beim Mittagessen sagte mein Vater: «Hans, du mußt nicht mehr in den Holzschuhen ministrieren gehen». Was immer der Vater befahl, war uns Kindern selbstverständliches Gebot.

Noch ein anderes kirchliches Ereignis war die Folge einer lausbübischen Rache. Der «Beckibüetzer-Fridel», ein kleiner, buckliger Mann — er flickte mit Quirl und Drahtklammern den Hausfrauen die zerbrochenen Tonkrüge und Becken — war hauptamtlicher «Orgel-Tramper» in der Kirche. Hinter den mächtigen Pfeifen der Kirchenorgel war ein kleines Kämmerlein mit dem mächtigen Blasebalg der Orgel. Zwei Tretbalken verschafften dem Balg die nötige Luft. War der «Beckibüetzer» einmal nicht zur Stelle, da mußte ich als größter Ministrant für ihn die Orgel «trampen». Organist war mein Oberlehrer Amrein. Lehrer Amrein hat mir einst Unrecht getan. Er hat mich schuldlos bestraft. Wieder einmal stund ich nachher auf den Tretbalken des Orgelbalges. Als Lehrer Amrein orgelspielend mit seiner schönen, hellen Stimme das «Dies irae, dies illa» einer Totenmesse sang, hörte ich mit dem Trampen auf. Es ging nicht lange, und die Töne der Orgel erstarben. «Nur klanglos Wimmern, ein Schrei von Schmerz entsprang dem metallenen Munde.» Amrein zog Register um Register, die Orgel verstummte. Ich gab plötzlich wieder Dampf und bewegte die Tretbalken so rasch wie möglich und als der verwirrte Organist wieder nach den Tasten griff, da brüllte die Orgel auf, daß alles erschrak und sich verwundert nach der Orgel wandte. Nach einer Weile öffnete sich leise die Türe der Tretkammer, ich sah an der Wand den Schatten des Lehrers und er und ich sahen den luftgefüllten Blasebalg. Er schüttelte den Kopf, die Orgel wurde kontrolliert und meine Rechnung mit Lehrer Amrein war beglichen.

Du — Robert — warst der einzige Mensch, dem ich das Geheimnis der störrischen Orgel anvertraut habe und Du hast mich nicht verraten.

Ich habe, genau so wie Du, Vater und Mutter nie mit «Du» angeredet, sondern immer mit «Ihr». «Vater, gänd ihr mir en Batze?», «Mutter, gänd ihr mir en «Ankebock»?» (Der Ankebock war ein mit Butter bestrichenes Stück Brot). Die «Ihr»-Anrede war die Nachachtung einer alten, luzernisch bäuerlichen Sitte nach den Worten des vierten Gebotes: Ehre Vater und Mutter. Unsere Liebe zum Vater war grenzenlose Achtung und Ehrfurcht. Wir Kinder waren alles andere als Tugendbolde, und unsere gute, liebe Mutter sah uns vieles nach. Und jeden Tag drohte sie ein paar mal: «Wenns nicht bessert, sag ich's dem Vater». Und wenn ihr unser Tun mit der Zeit dann doch zu bunt wurde, dann sagte sie es ihm, und immer vollzog dann der

Vater — ohne Zorn und Vorwürfe — nach genau geregeltem System das «schlagende Wetter» auf unserem Hosenboden. Ich, als Jüngster, mußte den knorrigen Stecken aus dem «Zyt-Gänterli» holen und Bruder Jakob bekam als Aeltester, über das Knie des Vaters gelegt, seine Hiebe. Dann kam Schwesterchen Nini dran und zuletzt ich. Ich schrie schon vorher aus Leibeskräften, Nini weinte, Bruder Jakob biß auf die Zähne und gab nie einen Laut von sich. Und nachher hüpften wir im Gänsemarsch, den schmerzenden Hinterteil in den Händen, über den Ladenboden des «Bschütti-Loches». Ich hatte es mir gemerkt: Je lauter ich schrie, umso weniger heftig waren die Schläge des Vaters. Der Stecken wurde von mir wieder versorgt und die Angelegenheit war wieder einmal beendigt. Nachspiele gab es keine. Die Mutter hatte Mitleid mit uns, und gab uns dann, wenn der Vater zum Stalle ging, eine große Ankenschnitte. Es ging dann geraume Zeit, bis sie uns wieder beim Vater verklagte.

An der Ostseite unseres Hauses, zwischen dem sogenannten «Hüsli» und dem Garten, stund ein alter großer Apfelbaum. Diese «Hüsliöpfel», rotbackige, kleine, honigsüße Dinger, gehörten nicht nur uns, sondern allen Kindern der Nachbarschaft, und jedes füllte sich vor und nach dem Schulgang die Säcke mit den frühreifen Aepfeln. Dann geschah etwas sehr Rührendes.

Sie sitzen am Tisch beim Abendmahl.
Der Vater spricht: «Unser Garten ist schmal,
der Apfelbaum zwängt ihn ein
und raubt ihm Licht und Sonnenschein.
Der Baum muß weg und morgen schon.
Kannst helfen Bub, um guten Lohn».

Der Apfelbaum weg? Was soll ich tun?
Ich könnte nicht mehr darunter ruhn.
Kein Vöglein sänge mehr im Geäst,
wo hätte das Meislein sein Schlupf und sein Nest?
Der Baum rauscht am Abend so seltsam leis,
er spricht zu uns Kindern so lieb und weis:
Deckt gut euch zu, seid ruhig und brav.
Sein leises Rauschen wiegt uns in Schlaf.
«Ich bitt Euch, Vater, fällt den Apfelbaum nicht,
der Garten hat trotz ihm genug Sonne und Licht».
«Du bist noch zu jung, verstehst das noch nicht,
Säen und Pflanzen ist bäuerlich' Pflicht.
Der Baum muß weg, er ist alt und krumm
und morgen früh, wir legen ihn um».

Um Mitternacht leise die Diele kracht.
Die Mutter erschrickt, der Vater erwacht.
Er späht in die Stube, der Vollmond scheint,
der Bub steht am Fenster, er betet und weint:
«Du — lieber Gott, ach sieh meine Not,
der Vater sägt morgen den Apfelbaum tot.
Ich liebe den Baum und die Aepfel so sehr,
so süße Aepfel gibt's nachher nicht mehr.
Ich bitte Dich herzlich, und ich sage Dir Dank,
mach meinen Vater müde und krank.
Ein bißchen nur, nicht schmerzhaft und schwer,
ich liebe ja meinen Vater so sehr.
Laß krank ihn sein und müde und matt,
bis er den Baum vergessen hat.
Ich bitt Dich — lieb Gott — erhöre mein Flehn
und lasse den lieben Apfelbaum stehn.»

Sie sitzen am Tisch beim Mittagsmahl.
Der Bub ist blaß in heimlicher Qual.
Der Vater spricht ernst: «Ich hab in der Nacht
über die süßen Aepfel gedacht».
Dann blickte er froh, «Was meinst Du dazu?
Wir lassen dem Apfelbaum seine Ruh».

(Hans Rhyn: «Geliebte Bäume»)

Der Bub war ich, und der Baum stand noch, als mein Vater schon längst gestorben war.

Mein Vater war ein grundgescheiter, puritanisch strenger, fortschrittlicher Bauer. Er herrschte unumschränkt in Haus und Hof. Mutter und Kinder, Knecht und Magd folgten treu und gehorsam seinem Willen, und allen ging es gut. Schon im Herbst 1907 brannte in unserem Haus und in der Scheune das elektrische Licht. Eine Zuleitung von fast einem Kilometer Länge mußte eigens dafür erstellt werden. Es ging noch gut zwei Jahre, bis die Nachbaren dem Beispiel meines Vaters folgten. Wir hatten die erste Mähmaschine, den ersten Heuwender und Rechen und die erste, mit Elektromotor betriebene Dreschmaschine. Der Vater war sparsam, aber nicht geizig. Wir Kinder durften mit der Mutter nach Maria-Einsiedeln und zum Bruder Klaus wallfahrten gehen und das Seenachtsfest in Luzern besuchen, und unvergeßlich geblieben ist mir die Fahrt mit dem Vater an die Schweizerische Landesausstellung 1914 in Bern. Ich war damals 12 Jahre alt. Das damalige Landi-Plakat mit dem grünen Roß, die prächtigen Kühe, Rinder, Ochsen und Kälber, die schönen Pferde, Schafe und Schweine sind allerdings das Einzige, das ich von der Landi 1914 noch in Erinnerung habe.

Der Schneider, die Schneiderin und der Schuhmacher kamen zu uns auf die «Stör» und es war der Vater, der für Mutter und Kinder den Kleiderstoff kaufte, und nur der Beste war ihm gut genug.

Das Leben in Haus und Hof vollzog sich nach strenger, konservativ-bäuerlicher Ordnung. Jeden Winter wurden zwei bis drei große, fette Schweine geschlachtet, und der Abend des Schlachttages wurde mit der «Metzgete» im Kreise der Familie und mit den Männern der Nachbarschaft fröhlich gefeiert. Die Blut-, Leber- und Bratwürste wurden ausgiebig probiert, und das «Metzgerbräusi» — ein Geschnetzeltes mit schwarzem Kaffee — beschloß den Abend. Man erzählt von einer solchen «Metzgete» folgende Geschichte: Ein Gemeindeammann erlitt vom zuvielen Essen und Trinken einen Schlaganfall. Der rasch herbeigerufene Pfarrer sagte: «Herr Gmeindamme, ich gebe Ihnen die letzte Oelung», worauf der Ammann stöhnend antwortete: «Um Himmels-Wille, Herr Pfarrer, nor nüd meh Feißes».

Der dicke Speck der geschlachteten Schweine wurde «ausgelassen» und die gefüllten großen «Schmutzhäfen» — 10 bis 15 Stück — auf den Gesimsen der Küchenlaube waren der Stolz meiner Mutter.

Tags darauf bekamen der Schullehrer und der Herr Pfarrer die «Metzgete» in Form eines Wurstpaketes. Ich bin fest überzeugt, daß diese herrlichen Blut-, Leber- und Bratwürste mir die blanken Einer meines Schulzeugnisses einbrachten. Sie waren schuld, daß ich nachher vier Jahre lang in die Kantonale Mittelschule Sursee und dann ins Kollegium Maria Hilf nach Schwyz gehen mußte. Der frühe Tod meines Vaters hat 1920 mein Weiterstudium beendigt.

Nebenbei bemerkt, habe ich in den ersten drei Jahren meiner Schulzeit jeden Tag während der Vormittagspause für den Lehrer beim Pfarrsigristen einen halben Liter Schnaps holen müssen. Hinter dem Pult lagen die leere Flasche und 55 Rappen, und auf dem Fenstersims des nahen Sigristenhauses stund eine gefüllte.

Im Frühling, Sommer und Herbst gab's um 6 Uhr morgens eine Tasse Milchkaffee und ein Stück Brot, um halb Acht eine währschafte Rösti und eine Tasse Milch, bei strenger Feldarbeit brachte man das «Znüni», ein «Zobig» und ein «Zfeufi» auf das Feld. Das Mittagessen war «Schnitz und Drunder», und es war der Vater, der mit einer großen zweizinkigen Gabel das geräucherte Schweinefleisch oder den «durchzogenen» Speck aus dem großen Steingut-Becken mit Kartoffeln und gekochten, dürren Aepfel- und Birnenschnitzen hob und auf dem Fleischbrett, das immer neben ihm auf dem Tische lag, zerschnitt und der Mutter, dem Knecht und der Magd und uns Kindern zuteilte, und alle wurden satt. Am Freitag gab's «Fluute» oder «Chnöpfli», und am Sonntag Siedefleisch oder Rindsbraten. Das Nachtessen bestand aus einer dicken Kartoffelsuppe, dann Milch und geschwellte «Härdöpfel». Menu-Aenderungen gab es äußerst selten. Brot gab's nur beim Morgenessen und beim «Zobig».

Mit 10 Jahren habe ich die erste Toscani geraucht. Man baute in Ettiswil-Außerdorf eine neue Käserei. Der Maurer-Polier — ich habe seinen Namen nie vergessen — Mario Minatti aus Como, wohnte während der Bauzeit in einer Kammer unseres Hauses. Er gab eines Tages meinem Bruder und mir eine Toscani. Unter dem großen Holunderstrauch hinter unserem Bienenhaus steckten wir die Toscanis in Brand und zogen und pafften in vollen Zügen, und die Mutter hat uns dabei erwischt. Vater war Nichtraucher. Nur an hohen Festtagen nahm er nach dem Mittagessen gelegentlich einen der ihm geschenkten Stumpen aus seinem Wandkästchen und rauchte, auf- und abgehend, ein paar Züge. Und dann geschah etwas sehr Merkwürdiges. Am folgenden Sonntag sagte der Vater: «Kommt, Buben, wir gehen zusammen rauchen.» Und wir setzten uns auf das Bänkli beim Läubli des hintern Kücheneinganges. Der Vater zündete sich und uns eine Zigarre an, und wir zogen und bliesen Rauch, daß es eine Freude war. Nach einiger Zeit wurde der Vater bleich, er legte den Stumpen auf's Gesimse und rutschte ohnmächtig zu Boden. Mit dem Stumpen im Mund haben wir der erschrockenen Mutter geholfen, den Vater in die Küche zu ziehen. Das Wort «rauchen» ist nie wieder über seine Lippen gekommen.

Robert Amberg, Du warst der treue Gefährte meiner Jugend. In enger Nachbarschaft sind wir zusammen aufgewachsen, bäuerlich einfach und in herrlicher Freiheit. Wer könnte eine schönere Jugend erlebt haben als wir. Damals, als noch die Petrollampe brannte, als noch die «Härdöpfel-Rösti» beim Frühstück dampfte, als wir beim Nachtessen noch die Milch löffelten aus der gemeinsamen Schüssel mit langstieligen, runden Blechlöffeln, als der Milch- und Kaffee-Krug immer bereit standen in der großen «Kunst» der Stube und die großen Speckseiten im Rauchfang der Küche hingen. Unsere selbstgebastelten Mühlerädchen drehten sich im Wässerlein des «Heitergraben», der durch unsere Wiesen floß, und seine Fischlein gehörten uns. Unser war auch das «Wauwiler-Moos», das an unsere Gehöfte grenzte, es gehörte uns mit all seinen Wundern.

Das Moos duftete, wie Mutter Kräuterkästchen, nach Münze, Majoran, Vermuth und Rosmarin, die Frösche quakten und die Fischlein huschten in den «Scheidgräben», hunderterlei Käfer krabbelten, Libellen schwirrten, Sommervögel gaukelten zu Tausenden, die Lerchen stiegen und trillerten, und der Regenpfeifer sang sein Lied. — Unser Moos hat gesummt und gesungen und gejubelt zur Ehre des Schöpfers.

Das Moos hat uns angezogen wie ein Magnet. Die Mutter mußte uns nie suchen, sie wußte, wo wir waren. Und manchmal haben wir die Zeit des Heimgehens vergessen, bis der Klang der Betglocke von der Egolzwiler Kirche her über das dunkelnde Moos-Ried zitterte und uns daran erinnerte, daß jetzt der Vater zu Hause den Stecken aus dem Zytgänterli holt, denn jedes Heimkommen nach dem «Bätelüte» endigte mit einem schlagenden Wetter auf den Hosenboden.

Du — lieber Robert — und ich haben das Moos erlebt als willkommene «Znüni- und Zobigbringer» für Vater, Knecht und Magd, und bald auch als Bauernbuben mit Sense, Rechen und Karst. Wir haben Torf gestochen und Streue getragen aus dem nassen, weichen Grund des «See's». Wir haben auch die Tücken des Mooses kennen gelernt, wenn ein Pferd oder eine Kuh vom Wege abgingen und bis an den Bauch in der leichten, schwarzen Erde versanken. Wir haben unsere erste Liebe zukunftsfroh ins Moos getragen und dort unten vom Glück geträumt. Wir haben dort unten viel schöne Träume begraben und Scheiden und Meiden und Vergessen gelernt.

Du und ich — wie alle andern Moos- und Hostriserbuben — haben mit Wildererblut und verbotenen «Schrauberflinten» den Enten gelauert, die zur Herbst- und Frühlingszeit zu Tausenden das Ron- und Seegelände aufsuchten. Wir haben eiserne Fallen gelegt und Füchse und Iltisse und Marder gefangen. Das Moos und sein Leben gehörte uns und nicht den fremden Jägern, dem Dr. Fischer, Dr. Meier, Bretscher und Suter von Zofingen. Da schoß ich einst auf einen fliehenden Hasen. Du — Robert — warst dabei und sagtest: «Das war ein Meisterschuß». Für mich war er ein entscheidendes Erlebnis. Starr blickten mich die Augen des sterbenden Tieres an, ohne Vorwurf, aber voll eines erstaunten Schmerzes gegen die Ordnung der Welt. Die schlanken Läufe zogen sich im Rhythmus zusammen als Versuch und Symbol einer nutzlosen Flucht. Das Tier verendete in der Qual einer letzten, ängstlichen Hoffnung auf Errettung. Ich habe jene grossen, schwarzen, anklagenden Augen nie vergessen. Es war der letzte Schuß meiner Flinte auf ein lebendiges Ziel.

Mit den Enten sind im Spätherbst auch Tausende anderer Vögel ins Wauwiler-Moos gekommen. Sie haben die abgemähten Ried-Matten als Sammelplätze und als Ruhe- und Etappenziel benutzt. Das Moos ist dann zu einem ornithologischen Paradies verwandelt worden. Mächtige Scharen von Staren, Ammern und Rohrammern, Hänflinge und Finken aller Art sind dann ins Moos eingezogen und haben dort tagelang verweilt, bis sie weiterzogen nach dem Süden. Hunderte von Raubvögeln haben sie begleitet, Wanderfalken, Wiesenweihe und Reiher. Sie hatten leichte Jagd und gute Aesung in diesen Scharen kleiner Vögel. Bei längerem Regenwetter oder bei Schneeschmelze wurden große Teile des ehemaligen Seegebietes unter Wasser gesetzt. Haben diese Ueberschwemmungen in der Zeit des Vogelzuges vom oder nach dem Süden stattgefunden, dann erlebte das Wauwilermoos eine grandiose Wasservögel-Invasion. Die seltsamsten Gäste aus der Vogelwelt haben sich dann dort eingefunden. Es hat gewimmelt von Strandläufern, Wasserläufern, Kampfläufern und großen Uferschnepfen. Hunderte von Flußregenpfeifern und Rotschenkeln gruppierten sich auf kleinen Inseln und am Wasser. Die große, nordische Schneegans zog dann ins Moos.

«Die Schneegänse sind da», sagtest Du mir eines Abends, «ich muß eine haben für meine Sammlung». Nun ist aber die Schneegans ein ungeheuer scheues Ding. Auch der erfahrenste Jäger kann ihr nicht in Schußnähe kommen. Sie rastet nur auf großen, freien Plätzen und nie allein, sondern nur in Schwärmen. Wir kannten ihre fünf Abstellplätze im Wauwiler-Moos genau. Der nächste lag östlich des Eichwäldchens im Hostriser-Moos. Ein großer Miststock lag am Rande des Platzes, und jeden Morgen kamen die Gänse dorthin. Es war noch dunkel als wir uns eines Morgens in diesen Miststock eingruben und eine Schieß-Scharte bauten. Eingehüllt in alte Aschentücher und nach allen Seiten gut getarnt, warteten wir auf die Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen. Aber nicht die Gänse kamen, sondern ganz etwas anderes. Wir hörten Pferdegetrappel und Räderknarren, und ein gefüllter Mistwagen hielt vor unserem Versteck, und bald klatschte nasser Kuhmist auf unsere mistgetarnten Rücken. Schön miteinander sprangen wir auf und hinaus und rannten vermummt bis über den Kopf gegen das «Eichenwädli». Aber nicht nur wir rannten. Der Lichtsteiner Kari, der Knecht von «Hansen Wiesels» ließ seine Gabel fallen und rannte, «Gespenster, Gespenster» schreiend, davon. Auch die Pferde erschraken, stiegen auf die Hinterbeine und rannten im Galopp mit der «Mistbänne» nach Hause. Lange noch sprach man im Hostris von den Gespenstern im Miststock, und männiglich machte einen großen Bogen um die verhexte Stelle.

Du — Robert — und ich waren die Einzigen, die um das Geheimnis wußten und wir schwiegen wie das Grab.

Und noch andere Wunder geschahen. Der «Jenzer Hans», ein Männchen mit Bart und blauroter Nase, war Mäusefänger der Gemeinde. Und er verstand sein Handwerk. Wir Buben schauten ihm gerne zu, wenn er in unsern Wiesen und Matten seine Fallen in die Maulwurfsgänge setzte und sorgsam zudeckte. Ein Weidenstecklein markierte den Ort der Falle. Und anderntags, wenn der «Mauser» noch seinen Rausch des Abends ausschlief, hielten wir verstohlen Nachschau nach in die Falle gegangenen Mäusen. Einmal «stüpfte uns der Tüüfel», und wir entnahmen einer Falle den toten Maulwurf, klemmten ihn in eine andere Falle neben einen andern Maulwurf und schoben das tote Mäusepaar sorgfältig in das etwas erweiterte Mauseloch. Zwei Mäuse in einer Falle, das war auch für den Jenzer Hans zu viel. Er ließ alles liegen und lief mit den zwei Maulwürfen in der gleichen Falle von Haus zu Haus und durch's ganze Dorf und erzählte und bewies das unglaubliche Ereignis. Staunen und Kopfschütteln beim Volke und ein Bombenrausch des Mausers waren die Folgen des «Mäusefallen-Wunders» vom Wauwiler Moos. Man war allgemein der Ansicht, daß das Paar beim Liebesakt in die Falle ging.

Du gingst 1914 als strammer Füsilier an die Grenze. Du kamst zu uns um «Ade» zu sagen, und es war das erste Mal, daß ich eine Träne sah in meines Vaters Auge. Und die erste Karte, die wir von Dir erhielten, trug die Bitte:

«Schickt mir ein Päcklein schwarze Heimaterde; es fehlt das Moos und seine Erde mir, worauf ich wurd und lebte». Ich hab das Heimweh damals noch nicht gekannt, ich hab's dann später auch erfahren. In jenen Kriegstagen gruben mein Bruder und ich in unserem «Anneli-Moos» unter dem «Holzrain» einst Kartoffeln mit dem Karst. Der Härdöpfel-Pflug ruhte zu Hause, denn unser Pferd «Fanny» war eingezogen und tat Dienst fürs Vaterland an der Grenze. Unserem Annelimoos gegenüber, durch den «Scheidgraben» getrennt, lag der Mooshofacker und «s'Ratsherre-Baschis» Mägdlein Lieseli — der «Chüeffer-Fredeli» hat sie später geheiratet — grub dort ebenfalls Kartoffeln. Manch neckisch Wort flog hinüber und herüber, und als das Lieseli zum «Zobigessen» nach Hause ging, hoben mein Bruder und ich eine große Kartoffelstaude aus der Furche des nachbarlichen Ackers. Wir gruben ein Loch, entfernten sorgsam die Erde und warfen einen Korb voll Kartoffeln in die Grube. Dann setzten wir die Staude genau wieder auf ihren alten Platz und verwischten sorgfältig die Spuren unseres Tuns.

«Und als das Mägdlein wiederkam, die Arbeit ihren Fortgang nahm,
— der Bauer war nun auch dabei —, da gab es plötzlich groß Geschrei.
Der Bauer fiel auf seine Knie, das Mägdlein «Wunder, Wunder» schrie.
Der Bauer, hocherstaunt, voll Glück, er zählt und zählt: 200 Stück.

Das «Härdöpfelwunder» ging wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus. Vater und Mutter wußten schon davon, als wir am Abend nach Hause kamen. Vater sah uns beim «Zfeufi» lange fragend an, und wir beide senkten unsere Köpfe. Wir hatten aber bemerkt, daß ein leises Lächeln um seine bärtigen Lippen huschte.

Du — Robert — wurdest Jäger und Mitglied der Jagdgesellschaft Ettiswil. Du wurdest Sammler seltener Vögel, und Deine Sammlung ausgestopfter Vögel wurde mit der Zeit die reichhaltigste der ganzen Zentralschweiz. Sie ist heute der Stolz der Vogelwarte Sempach.

Kurz nach dem ersten Weltkriege ist der Seebezirk des Wauwiler Mooses, nach langen Bemühungen des Schweizerischen Naturschutzes, als «Brut-Reservat» erklärt worden. Die ehemals dem Kloster St. Urban gehörende und nach dessen Aufhebung dem Staate Luzern zugefallene Domäne durfte vom April bis Ende Juni nicht mehr begangen werden. Es ist das Verdienst des Zofinger Bürgers Dr. h. c. Hermann Fischer-Sigwart, der das Moos als Jäger und botanischer und zoologischer Beobachter immer besuchte, daß es so weit kam. Du — Robert — wurdest Reservat-Aufseher. Du bist dieser Aufgabe in hervorragender Weise gerecht geworden. Du hast Dir durch Deine Erfahrung und durch genaue Beobachtungen universelle Kenntnisse über die Fauna des Wauwiler-Mooses angeeignet. Deine Beiträge in der Fachschrift «Ornithologischer Beobachter» erregten Staunen und fanden in der Fachwelt des In- und Auslandes größte Beachtung. Es war Dir sogar vergönnt, in einer Radiosendung «Bauernkalender» Dein Wissen und Deine

dichterische Ader zu beweisen. Ich habe viel von Dir gelernt und so — wie Du — gewisse köstliche Begebenheiten in Verse gekleidet. Zum Beispiel:

«Frau Amberg chüechlet»

Wenn d'Chilbi zieht durs Hinterland,
da sind die Fraue gschwind zur Hand
und chnättid voller Emsigkeit
en große, schöne Chüechli-Teig.

Und bald fod de das Chüechle a!
En herte Stand hed de der Maa.
Chunnt er nur schwind i d'Chuchi ie,
so mueß er schlünigst sich verzieh,
süst hed er baldigst, gwüß bim Eid,
d'Nase voller Chüechli-Teig.

Ich weiß en Ma i üsem Tal,
dä hed erläbt viel bittri Qual,
dä dänkt bi jeder Glägeheit
gwüß a die cheibe Chüechli-Zeit.

Er isch i später Abendstund
i d'Stube cho, müed wie ne Hund.
Er isch elei, er weiß worum:
S'isch Chilbi-Zyt und Chüechli-Sturm.

Und i der Chuchi chüechlet d'Frau,
macht Chneublätz viel und Schenkeli au,
die hed nid Glägeheit und Zyt
go z'luege was das Mannli trybt.

Dä einsam Ma zieht ab sy Schueh
und hocked uf e Ofe ue.
Er schlooft bald i, dänkt no derby:
S'wird wohl bald fertig küechlet sy.

Er schlooft und schlooft, die Stunde gönd,
er merkt ned, wie der Ofe brönnt.
Er traumt vom Fegfüür, vo der Höll,
worum er so viel liide söll.
Es rüüchid d'Hose, s'schmürzt si Huut,
dä müedi Robert schlooft gliich gut.

Doch ändlich chunnt und weckt ihn d'Frau:
Uuf Robi, uuf, wie schmürzisch au!

So, zeig g'schwind här —, Potz Sapperment,
s'ganz Hose-Füdle durebrennt!
Und s'Hinder au, gäll s'tuet dir weh,
es sind do scho paar Blotere z'gse.
Ach Robi, was machst du für Sache.
I tue dir gschwind en Umschlag mache.

Der Robert süüfzt und fluecht verstohle:
Der Tüüfel söll das Chüechle hole.
Und zwei Tag hed dä armi Socke
nümm chönne uf sys Füdli hocke.

Das war im September 1928. Du und alle Kameraden der Schützengesellschaft Ettiswil-Alberswil haben fröhlich gelacht, als ich am darauf folgenden Oktober, anläßlich unserer alljährlichen Schützenkilbi, diese wahre Begebenheit deklamierte. Noch ein anderes — Dir Robert Amberg gewidmetes Schützenkilbi-Gedicht — liegt bei meinen Erinnerungs-Akten:

Ein Jägerhund — sein Herr heißt Klaus —
frißt stets die Hühnerbecken aus.
Auf Häuser, die «am Berge» stehn
hat er's besonders abgesehn.
Als einst der Hund an fremdem Gut
mit Appetit sich gütlich tut,
hätt bald er für sein diebisch Walten
die verdiente Straf erhalten.
Der Robert jun. und senior
stunden vor dem Scheunentor
und sah'n mit nicht gelindem Schrecken
den Hund den Hühner-Mais ausschlecken.

Den Robert faßt die finstre Wut.
Er einen Griff zum Holzschuh tut
und wirft den Schuh mit solcher Macht,
daß seines Armes Muskel kracht.

Doch statt an seines Wunsches Ziel
hat er gefehlt dasselbe viel.
Der Schuh, der war im Bogen
an seines Vaters Kopf geflogen.

Worauf der Hund das Weite suchte
und Vater Robert heftig fluchte.
Sein lautes Schimpfen war nicht lieb,
als er am Kopf die Beule rieb.

Auch gute Schützen schießen eben
hie und da einmal daneben.
Und die Moral von der Geschicht:
Gebrauch zum Schuß den Holzschuh nicht.

Du — Robert — konntest bessere Verse machen als ich. Du warst der geborene Dichter. Und auch Du hast mich nicht geschont. Meine großen und kleinen «Sünden» hast Du in Versform aufgedeckt, und es ist jammerschade, daß mir diese «Balladen» nicht erhalten geblieben sind. — Ich vergaß einst in einer schönen Maiennacht vor dem Fenster eines gewissen Hauses mein Velo. Schon am Morgen des folgenden Tages brachte mir der Briefträger eine Karte:

Im Ußerdorf gits bravi Lüüt,
die g'schände und die stählid nüd.
Lot eine 's Velo z'nacht lo stoh,
find's er am Morge sicher noh.

Viele Jahre sind seither vergangen. Ich habe Abschied genommen von meinem Vaterhause, bin durch die weite Welt gebummelt und habe in Zofingen meine zweite, liebe Heimat gefunden. Die Liebe zu meiner alten Heimat und das Heimweh nach dem Moos sind geblieben. Und lange Jahre noch bin ich mit Dir ins Moos gewandert, auch dann noch, als durch die Ron-Absenkung aus dem botanischen und zoologischen Paradies eine Kultursteppe geworden war. Die Güterzusammenlegung hat die Struktur und das Gesicht des Mooses total verändert. Die alten Torf-Straßen sind abgetragen und tiefer gelegt worden, Gräben und Gräblein sind, in Röhren gefaßt, verschwunden und auch die vielen «Turbe-Hütte» sind nicht mehr. Das Land hat mit neuen Marchen und neuer Einteilung seine Besitzer gewechselt. Die luzernische Strafanstalt ist ins Wauwiler-Moos verlegt worden und über den prähistorischen Kulturboden geht heute menschliche Schwäche und sühnende Schuld.

Bei der letzten Wanderung, die wir zusammen durch das Moos machten — es war vor 13 Jahren — haben wir noch einen Regenpfeifer gesehen. Du hast in der Zeitschrift «Cosmos» darüber geschrieben: «Eine Stimme klingt über das Moos, ein Trillern, das weich mit melodischem Flöten beginnt, jauchzend anschwillt und klagend erlischt. Jetzt erschallt es wehmütig klagend von der Erde, dann anschwellend und jubelnd aus der Luft. Ein Regenpfeifer schwebt über das Moos, er kreist in schönem Bogen, streckt die Beine vor und landet, einige Schritte auslaufend, auf dem noch niedrigen Ried. Er äugt und wenn sich ringsum nichts rührt, ruft er melodisch: Träüiid . . . träüiid . . . Der Brachvogel hat sich in sein altes Revier zurückgemeldet. Sein Ruf ist voller Süße, Sehnsucht, Angst und Stolz.»

Ich bin am letzten Allerseelentag nach dem Gräberbesuch wie immer auch auf dem Hügel gestanden hinter meinem Vaterhause und hab hinabgeblickt ins weite Land und geträumt vom Moos meiner Jugend. Da zog ein Keil nordischer Schneegänse hoch über meinem Kopf dahin, zog weite Kreise über das Moos und flog ohne Rast gegen den Süden. Es war der Gruß der Gänse an die alten Rastplätze im Wauwiler-Moos. Die unvernünftige Kreatur ist dem Moos treuer geblieben als der Mensch.

Ich habe Dir — lieber Robert — am 4. Juli 1956 zu Deinem 65. Geburtstag gratuliert:

Feufesächzgi sigst Du — Robi!
Es schynt mir fast das chönn ned sy,
daß das Läbe, daß die Jöhrli
so verruckt schnell gönd verby.

I lueg i Spiegel und de glaubis.
Grau und spärlich stoht mis Haar,
fast scho mäldet sich en Glatze,
wo einst krauser Urwald war.

Falte leggid sich um d'Auge,
s'Jugendrot ist längst verblüeit.
Es hed sech us de Bagge gflüchtet
i Nasespitz, wos dankbar glüeit.

Drißg Johr bin i fort vo heime
mänge Struuß dezwüsche lyt,
mängi Freud und au viel anders
und en Huufe längi Zyt.

Längi Zyt nach Heimatbode,
nach Schnitz und Drunder, Buurechost,
längi Zyt nach Charst und Haue,
nach Bure-Brönz und Oepfelmost.

Längi Zyt nach all dem Viele
wo ich ha deheime g'loh,
ersti Liebi, Fründ und Nochber,
all das hed mir d'Frömdi gnoh.

Dänk ich zrugg a d'Jugendzyte,
chunt Bild um Bild mir wieder vor.
Buebestückli, Lumpereie,
mängs Pöpperle am Ladetor.

De Kaffi-Chrueg im Ofeloch,
es Schwarzes uf em Tisch,
en hafebrönnte Beere-Träsch,
weisch no, wies schön gsi isch.

Weisch no vo de Maienächte,
Nachtbuebe sind am Wärch,
do isch kei Tüüfel sicher gsi
und au kei Sau im Färch.

Wie mängisch hei mir gsunge,
wie mängisch hei mir grutzt,
und mängisch hei mir käpslet
und d'Tubakpfiffe butzt.

Die Jöhrli sind vergange
und s'Pulver isch verchlöpft.
Geburtstag hed der Röbi
und üs hed s'Läbe gschröpft.

Für Dich chunnt d'Zyt zum fiire.
Gib Dine Hände Rueh,
hock use jetz a d'Sonne,
Nimm s'Müetti zue Dir zue.

Tüend ruhie iez und träume
vo rycher Läbeszyt,
vom Schöne und vom Schwäre,
wo hinter Euch jetz lyt.

«Es Schwarzes» nimm zum Zfeufi,
und s'Müetti z'nacht i Arm
und mängs Johr söll Dir schyne
no s'Glück und d'Sonne warm.

Du hast Dich lieb für meinen Schüttelreim bedankt, als ich ein Jahr später aargauischer Großrat wurde. Deine Verse trugen die Ueberschrift:

Dir, lieber Hans!

Im Moos heds lang scho grünet, d'Kibitze gauklid froh,
drob han ich mängs vergässe und öppe z'spot vernoh.
Glaub's Hans, — mis Härz tued juble, wie nie sed langer Frist,
wie mag ich Dir das gönne, daß Rotsherr worde bist.
Seddem chond all mis Dänke und s'Dichte rächt i Schwung,
was Du deheim hescht gleischtet, froh in Erinnerung.
Nid alls g'hört a d'groß Glogge us schöner Jugendzyt,
vom Pfeisterle und Duße, es führti scho chli zwyt.
Vo Schnitzelbänk und Witze, Frohsinn zu jeder Stund.
Es tued eim hüt no freue, wenn langsam s'Alter chunt.
D'Heimat tued gratuliere, vor allem d'Nochberschaft,

daß Du Dich obsi g'schwunge us gueter, eigner Chraft.
Viel Rät hend rächti Büüchli, vielleicht so rund wie Du,
nor fähltne s'Härz unds Hirni und s'Ettiswiler-Mu.
Laß das nor nie lo ruihe, fürs Rächt und chlini Lüüt.
Deför mög Säge blühie, Dir lang und jederzyt.

Am 15. Januar 1959 bist Du — liebster Freund — für immer von uns gegangen. Noch nie hat das Lied: «Ich hatt' einen Kameraden . . .», das man an Deinem Grabe sang, mir so wahr und eindrücklich geklungen. «Er lag zu meinen Füßen, als wärs ein Stück von mir.»

Die Erinnerung an Dich ist immer auch die Erinnerung an meine alte Heimat. Die schönen Stunden und Erlebnisse sind Steinchen auf dem großen Spielbrett meines Lebens. Dominosteinchen des Werdens, Seins und — Vergehens, der Entwicklung eines kleinen Lausbubens zu einem großen.

Und: Einsam sitzt ein Klaus, ein alter
und sinnt von Weltenlust und Narretei.
An seinem Auge ziehn wie bunte Falter
des Lebens Bilder-Reihn vorbei.

Er sieht sich noch als kleines Käuzchen,
betrübt umfangen von den ersten Sorgen,
leis zitternd, wie ein frischgefangenes Mäuschen,
an Mutters Schürze angeklammert und geborgen.

Und aus dem Kläuschen wurd ein Klaus.
sein Herz birgt tausend Träume,
wild pulst das Blut in Saus und Braus,
viel Träume werden Schäume.

Wohl stand am Weg manch Blümlein rot,
manch Knösplein war zu brechen,
manch Lämplein brannte sich zu tot,
manch Dörnlein tat ihn stechen.

Manch liebes Wort wurd ihm gesagt
von roten, heißen Lippen,
manch Küßlein hat er auch gewagt
vom roten Mund zu nippen.

Doch eitel ist des Lebens Lust
und rasch verblüht der Mai.
Der Sommer senkt sich in die Brust,
rasch kommt der Herbst vorbei.

Und als ein alter Sämi-Chlaus
geht bald er seine Bahnen,
dem Winter zu, dem stillen Haus,
der Heimat seiner Ahnen.

Wohl ihm, daß er ums Christkind weiß,
um süßes, stilles Schenken,
hat er doch auf der Winterreis
An etwas Liebs zu denken.

Ich habe an etwas Liebes gedacht, als ich den «Brief, der nie geschrieben wurde» verfaßte, an Dich — lieber Robert Amberg! — Er sei Dir und Deinem Andenken gewidmet von Deinem alten Weggefährten

Zofingen, am 3. Mai 1969 Hans Kilchmann